

Nichts ist mehr richtig, aber alles ist wahr

Die grandiose Judith Hermann las in Regensburg aus ihren Frankfurter Poetikvorlesungen

Von Peter Geiger

Regensburg. Judith Hermann eine scheue Frau zu nennen, ist nicht übergriffig. Weil sich die 1970 in Berlin geborene Schriftstellerin ebenso offen wie offensiv zu ihrer Schüchternheit und Fragilität bekennt. Das ist auch in der seit Wochen ausverkauften Buchhandlung Dombrowsky so: Sie, die sich vor einem Vierteljahrhundert mit ihrem Debüt „Sommerhaus, später“ den Ruf erschrieb, die besten Erzähltexte ihrer Generation zu liefern, sie gesteht's im Gespräch mit Journalistin Judith Heitkamp rundheraus ein: Dass sie es natürlich als „Ehre“ und „Ritterschlag“ empfunden habe, als sie gefragt wurde, ob sie nicht im Sommer 2022 die Poetikvorlesung an der Frankfurter Goethe-Universität halten wolle. Gleichzeitig aber sei von diesem an sie herangetragenen Ansinnen etwas „Furchteinflößendes“ ausgegangen. Etwas, das ihr „Angst“ bereitet hätte. Nicht nur, weil sie sich in eine Traditionslinie gestellt sieht, die zurückgeht, auf Ingeborg Bachmann. Und somit auf die Anfänge deutschsprachigen Nachkriegserzählens. Sondern auch, wie sie im Vorspann des mitgebrachten Büchleins schreibt: „Die Arbeit an dieser Vorlesung ist nicht einfach gewesen. Auf dem Weg von ihrem Anfang bis zu einem Ende hin ist unerwartet Privates im Text aufgetaucht, es wird sich zeigen, ob das zu bereuen ist.“

Warmherziges Lob

„Wir hätten uns alles gesagt“ heißt dieser fantastische, knapp 200 Seiten starke, bei S. Fischer im Hardcover-Programm erschienene Band, der die an „drei aufeinanderfolgenden Diensten“ gehaltenen Vorlesungen enthält. Der Titel weckt Assoziationen, die weit über die Bachmann hinausreichen, etwa an den großen US-Erzähler Raymond Carver oder die kanadische Nobelpreisträgerin Alice Munro. Und während Judith Hermann noch, alles andere als profimäßig kalkuliert übrigens, den „Day off“, den sie sich hier in Regensburg gegönnt hat, warmherzig lobt,



Judith Hermann ist seit ihrem Debüt „Sommerhaus, später“ eine gefeierte Schriftstellerin. Sie las in Regensburg.

Foto: altrofoto.de

bevor sie dann weiter muss, nach Leipzig zur Frühjahrsbuchmesse, da ist sie schon mittendrin, in dieser sie so kennzeichnenden Mischung aus intimmem Bekenntnis und dem gleichzeitigen Streben nach Verhüllung. Denn für ihre Art des Schreibens stünde eben nicht Recherche im Zentrum, sondern immer das eigene Dasein, aus dem sich ihre Stoffe speisen. Die Pointe aber, auf die sie diese von ihr genährten Erwartungen nunmehr hinauslaufen lässt, die lautet: „Je mehr ich erzähle, umso größer ist das Maß dessen, was ich nicht erzähle.“ Um zu schließen: Dass sie es wie eine Zauberin darauf anlege, uns, ihr Lesepublikum, abzulenken. Und zwar „von etwas, was ich Ihnen nicht sagen werde!“

Das Publikum, zu knapp zwei Dritteln weiblich, reagiert höchst vergnügt auf solche

Ausführungen. Mitunter beschniecht einen sogar das Gefühl, man sei hier bei einer Comedyveranstaltung zu Gast, so heftig und so befreit wird gelacht. Trotzdem ist diese etwa

Judith Hermann

Themen: Was es mit dem Schweigen im Schreiben auf sich hat? Wie viel Biografie in einer Geschichte steckt? Davon erzählt die Autorin, aber auch von einer Kindheit in unkonventionellen Verhältnissen, dem geteilten Berlin, von langen, glücklichen Sommern am Meer.

Neuerscheinung: In „Wir hätten uns alles gesagt“ behauptet sie, ihre Texte seien für sie wie Gehäuse.

80-minütige moderierte Lesung nicht nur ziemlich kurzweilig, sondern auch sehr ernsthaft: Weil es Hermann gelingt, darüber zu sprechen, wie sie ihre Stoffe findet und dabei die eigenen Tiefen und Untiefen ausleuchtet und erkundet. Dreimal liest sie – im Mittelpunkt steht dabei der etwas geheimnisvolle Dr. Dreehüs, ihr Psychoanalytiker. Ihm begegnet sie gleich zu Beginn auf Seite 9, eines Nachts, als sie zu nächst unterwegs ist, mit ihrem Schriftstellerfreund „G.“, auf jenen Straßen von Berlin-Mitte, die gleichzeitig die Wege ihrer eigenen Jugend markieren. Nachdem sie, die sich auf der Couch noch gerührt hatte, mit dem Rauchen Schluss gemacht zu haben, Dr. Dreehüs um eine American Spirit angeknorrnt hatte, folgt sie ihm in eine Kneipe – ihre Frankfurter Studenten hätten sogleich ge-

googelt, dass es diese „Trommel“ tatsächlich gibt! – und fühlt sich dabei ein bisschen wie Alice, die dem Kaninchen gefolgt ist und im Wunderland landet.

Liefert sie einen Schlüssel?

Am Ende dieses Kapitels erhält sie einen Brief, in dem Dr. Dreehüs ihre Erzählung „Träume“, die 2016 im Erzählband „Lettipark“ erschienen ist, folgendermaßen lobt: „Was für eine unermüdliche Detailarbeit, alles so geschickt zu verstehen, zu entstellen, dass am Ende nichts mehr richtig ist, aber alles wahr!“ Es ist eigentlich egal, ob uns Judith Hermann damit einen Schlüssel geliefert hat, ihr Werk zu dekodieren. Denn: Man hört ihr viel zu gern zu. Egal, ob sie sich mit Judith Heitkamp unterhält. Oder ob sie liest.

Verde Prato begeistert im Leeren Beutel

Von Michael Scheiner

Regensburg. Anfänglich setzte eher zögerlich Beifall ein. Es klang, als seien einige der Zuhörenden im fast voll besetzten Leeren Beutel unsicher, ob sie das, was sie eben von Verde Prato gehört und erlebt hatten, gut oder weniger gut finden sollten. Nach dem Konzert der baskisch-spanischen Sängerin brachte es eine ZuhörerIn auf den Punkt. „Am Anfang dachte ich, ich werde verarscht“, meinte sie zu den monotonen Rhythmen und einfachen Akkorden, mittlerweile aber längst versöhnt mit dem minimalen Electro-Folk-Pop der jungen Künstlerin.

Vermutlich waren vor allem ältere Zuhörende wenig vertraut mit Entwicklungen der zeitgenössischen Popmusik. Statt auf komplexe Arrangements setzen junge Popkünstler oft auf simple Strukturen und einfache Motive. Auch liegt in der dünnen hellen Stimme der 29-jährigen Baskin eine Zerbrechlichkeit, die den Atem stocken lässt aus Angst, ein stärkerer Luftzug könnte die zart gehauchte Melodie vollends zerbrecen lassen. Es ist eine sehr karge Musik, poetisch-fragende Liebeslieder, die Prato manchmal mit wenigen Akkorden oder auch nur in paar Tönen auf dem Keyboard selbst begleitet. Häufiger setzt sie zudem eingespeicherte Rhythmen von der Rhythmusmaschine mit ein und nutzt Loops ihrer Stimme, die sie darüber legt. Dann kommt sogar gelegentlich der Eindruck einer gewissen Komplexität auf, wenn sie auch noch ungerade Metren verwendet.

„Grüne Wiese“, wie sich die Musikerin mit Künstlernamen nennt, singt meist auf baskisch, der „ältesten Sprache Europas“, wie cinEScultura-Chef Pedro Álvarez Olañeta in seiner Begrüßung erläutert. Er versteht die lyrisch-melancholischen Texte Verde Pratos und begeistert sich zudem vorbehaltlos für ihre eigenwillige Art des Musizierens. Diese klingt, als hätte Prato von Erik Satie, Laurie Anderson, der 80er Jahre Neuen Deutschen Welle (NDW) und einigen Electropop-Musikern jeweils mit einer Pipette ein paar Klangtröpfchen entlehnt und auf eine heiße Platte getropft, um zu hören, was dabei herauskommt.

Neben einfachen Poprhythmen und brüchigem Gesang mit viel Hall sind das blubbernde Tieftöne, schwere fast bedrohlich wirkende Basslinien und hie und da grässliche Klänge, wie aus alten Gießkannen. Aber es klingen auch Boleros und Tangos mit an, wenn man genau in die sparsamen Klangstrukturen hinein horcht. Dann entdeckt man in der Musik ebenso viel Sensibilität, wie in den Songs, die von „Verlorenen(r) Zeiten“, „Schwestern“ und dem „Lied des Jungen“ handeln. Durch die auf den Plätzen ausliegenden Übersetzungen bekamen die zunehmend begeistert reagierenden Zuhörenden auch inhaltlich von den Songs etwas mit, was sich analog im fragilen Gesang Pratos vermittelte.

Am Ende wollten die Bravorufe, beglückten Pfiffe und das Klatschen kaum enden. Abschließend haute die Sängerin mit ihrem a capella gesungenen „Canción de la nina“, dem Lied des Mädchens, noch die letzten Zweifler regelrecht um.



Eigenwillige Künstlerin zwischen Avantgarde und Tradition: Verde Prato

Foto: Scheiner

Vanessa Loibl spielt Malerin Gabriele Münter

Kallmünz. Gabriele Münter und Wassily Kandinsky sind prägende Künstlerfiguren. Die Mitbegründer der Künstlervereinigung „Blauer Reiter“ waren zeitweise ein Liebespaar und verbrachten 1903 zwei Sommermonate zusammen in Kallmünz. Wie die MZ kürzlich berichtete, wird die berühmte Sommerfrische aktuell ver-

filmt: „Münter & Kandinsky“ heißt das Kinoprojekt, für das Regisseur Marcus O. Rosenmüller verantwortlich ist. Aktuell dreht er mit einem Team in Berlin, später dann in Regensburg, Kallmünz und Murnau. Allerdings wird offenbar doch nicht Schauspielerin Anna Maria Mühe die weibliche Hauptrolle verkörpern, son-

dern Vanessa Loibl. Dies vermeldet die Online-Plattform „blickpunktfilm.de“ und zeigt ein Foto vom Set mit Loibl als Gabriele Münter und Vladimir Burlakov als Wassily Kandinsky. Die 1992 in den USA geborene deutsche Schauspielerin Loibl ist bekannt aus Theater, Film und Fernsehen. Sie spielte eine Hauptrolle in der ARD-Se-

rie „Unsere wunderbaren Jahre“. 2020 war sie für den Hessischen Filmpreis nominiert. Loibl ist auch als Sprecherin und Musikerin tätig. Wie „blickpunktfilm.de“ meldet, geht es in „Münter & Kandinsky“ um „die zerstörerische Liebe zwischen der großen Malerin und dem russischen Künstler“. Weiter heißt es: „Während

ihm Ruhm, Bewunderung, künstlerische und finanzielle Anerkennung zuteil wird, fällt ihr das Leben an seiner Seite alles andere als leicht. Die Beziehung wird zunehmend komplizierter, ermüdender und toxischer.“ Der als „aufwendige Ko-Produktion“ bezeichnete Film soll im Frühjahr 2024 in die Kinos kommen. kk

Theater entdeckt seine Liebe zu Joseph Beer

Regensburger Gala verneigt sich vor dem Komponisten – Ein Zufallsfund gab den Anstoß

Von Marianne Sperb

Regensburg. Tenor Carlos Moreno Pelizari legt bei Proben zur neuen Gala des Theaters Regensburg immer wieder alle fünf Fingerspitzen an die Lippen und macht dazu einen bewundernden Luftschmatzer: Mmmuah! So gut gefällt ihm die Musik. „Das Ensemble“, schildert Chef-Dramaturg Ronny Scholz, „ist geradezu hingerrissen von Joseph Beer.“

Das Theater verneigt sich mit einer Operettengala vor dem Komponisten, der 1908 bei Lemberg als Sohn eines jüdischen Bankiers in die österreichisch-ungarische Monarchie hineingeboren wurde, als Teenager begann, Musikstücke zu schreiben, und damit nicht mehr aufhörte, bis er 1987 in Nizza starb. Der Künstler überlebte Verfolgung, Flucht, Jahre



Der Komponist Joseph Beer (1908 bis 1987) auf einer Fotografie seiner Tochter Beatrice

in verschiedenen Verstecken – und den Mord an seiner Familie; Mutter, Vater und Schwester starben im KZ Auschwitz. Sein Erbe ist ziemlich großartige Operettenmusik, gut gelaunte Lieder mit Ohrwurm-Potenzial.

Mit „Der Prinz von Schiras“ (1934) begann ein kometenhafter Aufstieg, mit „Polnische Hochzeit“ (1937) bekam er schon wieder einen Knick. Beers Werke wurden aus den Spielplänen radiert. Der Komponist tauchte unter, schrieb geheim. Der heiteren Operettenwelt hielt er – trotz oder wegen der Brüche in seiner Biografie – ein Leben lang die Treue. Das Theater entdeckt Joseph Beer nun neu. Die Gala „Du bist meine große Liebe“ – am 1., 5. und 7. Mai im Antoniushaus Regensburg – wird der Appetizer für eine exotische Operette, die keiner mehr kennt, die Aufsehen erregen dürfte und die mit einem Krimi beginnt. Purer Zufall: Ronny Scholz und Intendant Sebastian Ritschel entdeckten in einem Berliner Antiquariat die Klavier-Partitur zu „Der Prinz

von Schirach“. Sie setzten alle Hebel in Bewegung, um sie zu reorchestrieren, und forschten nach Originalnoten der Operette. Beim Musikverlag bissen sie auf Granit, auch Beers Töchter – Philosophin und Künstlerin Suzanne in Paris und Sopranistin Beatrice in Philadelphia – konnten nicht helfen. Bis ein zweiter Zufall half: Die Noten tauchten im Archiv des Verlags doch noch auf. Knapp 100 Jahre nach der Uraufführung in Zürich kommt also „Der Prinz von Schiras“ im Dezember 2023 als Deutsche Erstaufführung auf die Bühne zurück.

Die Töchter, erzählt Ronny Scholz, sind glücklich über das Revival ihres Vaters, den die Nazis um seine Karriere brachten. Scholz und Ritschel trafen die Töchter in Dresden, wo „Polnische Hochzeit“ gerade neu inszeniert wurde. Auch

nach Regensburg will die Familie kommen. Am 7. Mai ist schließlich Joseph Beers Geburtstag.

Seine Musik geht ins Ohr und ins Blut, schmeichelt, ist schmissig und heiter, auch dramatisch, schwermütig und folkloristisch. Paul Abraham kann man aus ihr heraushören, Kurt Weill, Franz Lehar, George Gershwin.

Die Gala mit John Spencer am Pult bringt ein reines Joseph-Beer-Programm, samt drei neu entdeckten Perlen als Uraufführung. Sieben Solisten interpretieren Titel wie „Katzenaugen“ und „Bussi“. Hübscher Sidekick: Bei „Du bist meine große Liebe“ singen Carlos Moreno Pelizari und Kirsten Labonte Seite an Seite. Sie sind nicht nur Kollegen, sondern auch privat ein Paar. Mmmuah! Ein Match.